

Literarische Rundschau.

Memoiren-Literatur.

Das Leben und die Abenteuer des Armes Mannes im Lothenburg. Von ihm selbst erzählt. (Bei Meyer u. Zeller, Berlin.) — Den Schweizer könnte man vielleicht einen Moseger der Goethezeit nennen. 1735 kommt er als das erste Kind eines bitterarmen Mannes in demselben Tal zur Welt, in dem Zwilling geboren wurde. „Ich sei ein bißchen früh auf der Welt erschienen, sagte man mir. Meine Eltern mußten sich dafür verantworten. Mag sein, daß ich mich schon im Mutterleibe nach Tageslicht gesehnt habe, und dies nach dem Licht Sehnen geht mir all' mein Tage nach.“ — Den Knaben nimmt die Großmutter, ein kleines hübsches Frauenlein, ein wenig wunderlich, netterwendlich* oft mit zu ihren erdlichen Beständen, und in diesen frommen Zusammenkünften geistlicher Weiber prägt sich wohl seinem Gemüt jene zuversichtliche Gläubigkeit ein, die er sein ganzes Leben lang sich dann bewahrt hat. Der Großvater aber führt ihn hinaus in die Berge, zeigt ihm, „allesel Bängel, Käfer und Wärmchen“, senkt in das Herz des Kindes die innigste Vertraulichkeit mit dem vielerlei Dingen der Natur. Nach dessen Tode bringt der Onkel alle seine Stunden auf der Wiese und an den Bächen zu, Kräuter und Blumen und Schneckenhäuslein sind sein Spielzeug, aus Holz schnitz er sich Bängel und Käfer, baut sich im Sand Oefen auf. . . Bis er als Gekränkter ins Gebirge zieht; und nun, der Gemeinschaft der Menschen völlig entrückt, lebt er sich ganz ein in die Fälle der Naturerscheinungen, genießt jene wunderbare Intimität mit den Bäumen und Blüten, den Farnen und den Gräsern, genießt alle Freuden der Einsamkeit und einer unendlichen kosmischen Geselligkeit: die Welken sind seine Freunde, das Glühwürmchen und die in ihren Nestern atemlos belauschten Vögel, die Sonne leuchtend auf dem allen und nachts über seinem Haupte die Feierlichkeit des schimmernden Sterneneignens. Hier, in dieser verannenen Verschmelzung seines Sehens mit den Bildern des Naturlebens, wurzelt zuerst sein Dichtertum. Es kommt dazu das vergrößert ausgelebte Erlebnis der ersten Liebe, einer werdenden, schwebenden, unersättlichen Liebe voll ätternder Anbetung; ein holder Wusch, in welchem Ehen und Dürstigkeit, Eifersucht und Jutrauen, Glend und Seligkeit wechseln, der endet in einem tränenreichen Auseinandergehen mit Seufzern und heißen Treuschwüren. Ein lachend-schmerzliches Glück, so süß und zärtlich und, ach, so kurz! Wie ein traulich liebes Volkslied rührt es uns, wenn er mit treuherzigen Worten die selig-gefangene, erste Begegnung mit seinem Aemchen erzählt: . . . Dort sah ich sie eins herumhängeln. Herodes mag das Herz nicht so gepocht haben, als er Herodias Tochter küßeln sah . . .“

Das Dritte, das ihn zum Dichter macht, ist all' das Schmerzliche in seinem Leben. Nach dem Tode des Knaben in Freiheit und Weite verbannt, legt sich auf ihn die Mühsal und Last des irdischen Daseins. Erst tagelühnert er bei den Bauern seiner Heimat. Zwanzig Jahr alt, wandert er dann voll herzklopfender Ungeduld hinaus in die weite Welt, rennt, lodende Lustschlösser im Kopf, in sein Verdessen. In diese, bisher so friedliche Existenz, greift sehr zuerst das Schicksal wie ein. Dann seine weltunerfahrene, vertrauensvolle Reichgläubigkeit läßt ihn preussischen Werbeoffizieren in die Hände fallen; er wird in Berlin in die Arme Friedrichs des Großen gestellt, und der Karolose, Wildberge muß mit der barbarischen Rohheit der Soldatendresse Bekanntschaft machen. Dieser durchaus unklugerische Mensch wird in den Feldzug mitgeschleppt, muß die Gruel der Schlacht über sich ergehen lassen. Bei Lwowitz gelingt es ihm, zu desertieren, und er kehrt nach Hause zurück. Eine neue Enttäuschung erwartet ihn hier: die Jugendliebe, deren herzliche Treuschwüre beim Abschied so aufrichtig klangen, ist während seiner Abwesenheit eines Andern Ehefrau geworden. Diesen Aegerer verabscheut er freilich bald, reagiert herzhaft. Andere Sorgen, Schwere, machen ihm zu schaffen: Von vielen Widerwärtigkeiten bedrängt, führt er den Bau eines eigenen Hauses durch und nimmt ein Weib, heiratet eine robuste, rebellische Person, ein eigenwillig resolutes, aufständiges Geschöpf, aus politischen Absichten, ohne daß er je jene zärtliche Neigung zu ihr verheiratet, die man Liebe zu nennen gewohnt ist.“ Bezeichnend für den Profivierstand, die berechnende Durchsichtseligkeit dieses Wöhchens ist, wie sie ihrem Bräutigam Liebesbriefe in Versen schreibt: „Ich halte eine große Freude an dem gelehten Ding, und glaube eine darrreffliche Dichterin in ihr zu haben. Aber am End' kam's heraus, daß sie weder schreiben, noch Geschriebenes lesen konnte, sondern alles durch einen vertrauten Nachbar verrichten ließ.“ Es folgen also die Jahre seines „Ehe- und Wöhchens“, bange Jahre voll Unsicherheit und Kämpfen und tägliche Brot, voll Krankheit und Hungern und Demütigungen, da er immer bedrückt ist von der hämmerlichen Sorge der Schuldenlast und gemisset und eingeschüchert von dem strengen Regiment der verhassten „Hausfrau“. Diese Jahre des Kummers und der Not sind es, die dem Dichter in ihm seine letzte Prägung geben, die ihn zur Aussprache drängen. 1768 beginnt er, ein Tagebuch zu schreiben.

„Da ich mich keiner Seele glaube anbeden zu dürfen, so nahm ich in diesen nutzlosen Stunden meine Zuflucht zum Lesen und Schreiben. Ich entlehnte und durchsüßte jedes Buch, das ich kriegen konnte, in der Hoffnung, etwas zu finden, das auf meinen Zustand paßte, fing halbe Nächte durch weiße und schwarze Grillen, und fand allemal Erleichterung, wenn ich meine gedrängte Brust aufs Papier ausschütten konnte.“ — Verfolgt von dem betrachtenden Hohn der Nachbarn, bedrängt vom Reizen seiner Frau, oft auch durch schwere Selbstverwünte verwirrt, erwirbt er sich ganz autodidaktisch eine immer höhere Bildung, wird dann sogar von der moralischen Gesellschaft zu Dichtertage als Mitglied aufgenommen. Und schließlich arbeitet er sich auch aus der lästlichen Enge seiner ähteren Wöhchens heraus, obwohl seine Gutnützigkeit noch manches Mal von der stuppellos eigenwilligen Pissigkeit der Dorfgenossen genarrt und begaumert wird, kann endlich freier und sorgloser in dem behaglichen Genuß geschriebener, festgelegten Wöhchens aufatmen. — Diese seine ganze Entwicklung und Aufwärtsbewegung hat der Arme Mann im Lothenburg mit undesangener, anspruchlos glücklicher und wackerer Aufrichtigkeit gestaltet, immer wieder reich sein Idealismus durch alle Bitterkeit strapierend durch, und am Beschluß des Buches, da der Schweizer rückwärtend den ganzen Weg übersehant, fragt seine Seele in großem, demütigen Glücksgefühl einen besessenen Dithyrambus, in welchem noch einmal sein innigstes Erleben der Natur und seine glühende Dofensfreude sich herrlich kund tut. — Adolf Wöhbrant sagt in einer Vorrede, die die herzliche Liebe zu dem Menschen und seiner Lebensgeschichte bekant: „Es war kein Fabullierer, kein Strahlbarer wie Hans Sachs, aber zehnmal mehr Poet.“ Daß dem so ist, das beweist nicht nur der Reichtum seiner prachtvollen Natur-

schreibungen, die süße Musik seiner Liebesidyllen und die erstaunliche Dramatik seiner Kriegsbilder, das bezeugt auch so mancher intimere, reichhaltige poetische Zug, manche feine Aumerkung: etwa wenn er vom Regiment Hrenblich redet und — ich möchte sagen, Mlenconisch — ausruft: „... ein herrlicher Name!“ Max Herrmann.

... (Faint, mostly illegible text in the right column, likely bleed-through or a second page of the article.)